Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, — zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich vierteljährlich ℳ 6, für die übrigen Länder laut Zeitungspreisliste.

Redaktion und Expedition:
Johannisgasse 8.
Fernsprecher 153 und 222.
Filialexpeditionen:
Alfred Hahn, Buchhandlg., Universitätsstr. 3,
L. Lösche, Katharinenstr. 14, u. Königspl. 7.

Haupt-Filiale Dresden:
Strehlener Straße 6.
Fernsprecher Amt I Nr. 1713.

Haupt-Filiale Berlin:
Königgrätzer Straße 116.
Fernsprecher Amt VI Nr. 8395.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und des Königlichen Amtsgerichtes Leipzig, des Rates und des Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reklamen unter dem Redaktionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).
Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

Nr. 584. **Sonntag** den 16. November 1902. **96. Jahrgang.**

Aus der Woche.

Wie uns von glaubwürdiger Seite berichtet wird, ist eine Vereinbarung über das Zolltarifgesetz zwischen den Kompromiß-Parteien und der Regierung dem Abschlusse nahe. Angesichts dieser erfreulichen Aussicht darf in dieser Wochenübersicht von der großen, allzugroßen Tagesfrage wohl etwas weniger die Rede sein als sonst. Es ist aus guten Gründen nicht oft ausgesprochen, aber stets gedacht und empfunden worden: so lange Konservative und Zentrum nicht von Forderungen zurückgetreten sind, die die Regierungen nie und nimmer erfüllen können, solange ist der Kampf, den Konservative und Zentrum im Reichstage gegen die Linke führen, mehr Waffenübung als Krieg. Ein vollkommen übereinstimmendes, wenn auch nicht formell festgelegtes Endziel der beiden Parteien und der Regierung wird anderseits anfeuernd auf die Abwehr der Obstruktion wirken. Das sieht endlich selbst die „Kreuzztg." ein, denn sie schreibt:

„Ein Teil der Mitglieder der Mehrheit will bekanntlich nichts von seinen Forderungen preisgeben und vertritt dabei die Anschauung, daß das Fortbestehen des bisherigen autonomen Tarifs gegenüber dem Zustandekommen eines neuen Tarifs, der jenen Forderungen nicht genügt, als das kleinere Uebel zu betrachten ist. Es ist nur folgerichtig, daß dieser Teil der Mehrheit sich über die Obstruktion nicht sonderlich aufregt und demgemäß auch den zu ihrer Bekämpfung gemachten Vorschlägen einigermaßen kühl gegenübersteht. Wir glauben aber nicht fehlzugehen, wenn wir behaupten, daß die hier in Betracht kommenden Abgeordneten nicht die überwiegende Zahl der Reichstagsmehrheit stellen. Trifft diese Behauptung zu, so ist für diejenigen, die selbst unter Zurückhaltung weitergehender an sich berechtigter Wünsche zum Zustandekommen des Werkes beitragen möchten, der Weg gewiesen. Sie werden schleunigst dahin wirken müssen, daß durch Vertrauensmänner eine Verständigung mit den verbündeten Regierungen angebahnt werde. Möglich, daß sie sich dabei dem Vorwurfe des Umfalls aussetzen. Aber das wird sie kalt lassen im Hinblick auf das, was gegenwärtig auf dem Spiele steht."

Die Zollfrage als solche mag also heute ruhen; ihre Beratung hat in der verflossenen Woche Erscheinungen vorgeführt, wie sie das deutsche Parlament noch nicht gesehen hat. Ein so direkt alle Merkmale der Obstruktion, d. h. des Mißbrauchs der Geschäftsordnung, an sich tragendes Gebaren der Opposition, daß ein Mann wie Richter, der den selbstmörderischen Charakter solcher, die gewählte Vertretung durch eigene Angehörige aktionsunfähig machenden Unternehmungen kennt, gegen die Linke sprach und stimmte! Richter ist vorgestern vom Organ der Freisinnigen Vereinigung, dem „Berliner Tageblatt", „der Schrittmacher der Rechten" genannt worden. Richter, der Erzfeind der Junker und orthodoxe Freihändler, dem sogar die Handelsvertragszölle für landwirtschaftliche Erzeugnisse zu hoch sind, der Knappe der Conservativen! Keine politische Frucht vom Baume der Woche, aber ein politisches Kuriosum und auch menschlich interessant. Die Freisinnige Vereinigung ist nämlich wirklich Schrittmacherin geworden, aber der Sozialdemokratie, und sie erfüllt ihren Dienst mit der Hingabe eines frommen Knechtes Fridolin. An der sehr starken Nelle, die diese Gruppe — als Trabantin der Sozialdemokratie — hat spielen dürfen, kann man wohl erkennen lernen, wie schwer es für ein Parlament werden mag, nach dem Eindringen schlechter Sitten für gute Gesetze zu sorgen. Die Freisinnige Vereinigung, die den Reichstag, auch den beschlußfähigen Reichstag, über eine Woche hindurch zu terrorisieren vermochte, zählt — zwölf Mitglieder. Und darunter befindet sich der Abg. Dr. Hänel, der so oft im Reichstag zu sehen ist wie der Schenk von Limburg in seiner Weste. Nun ist ein Anfang mit dem Antrag Aichbichler gemacht, formell vollkommen korrekt und auch überhaupt nicht unpraktisch. Ist aber die Einigung, die wir eingangs signalisiert haben, wirklich zutreffend und haben sich durch die Mehrheitsparteien, zu denen nach dem Erscheinen der Konservativen und des Zentrums auf dem Boden der Regierungsvorlagen auch die Nationalliberalen gehören, die Chancen für eine ausreichende Präsenz nicht unerheblich gebessert, so wird man doch wohl, um die Mehrheit von drei oder vier Dutzend nicht allzusehr zu belasten, die vorschriftsmäßige Anzahl von Mitgliedern, die eine namentliche Abstimmung erzwingen können, erheblich erhöhen müssen. Für einen besseren Fortgang der Verhandlungen ist es, um das noch anzuführen, kein schlechtes Zeichen, daß am Donnerstag die fast zehnstündige Sitzung nur abgebrochen wurde, weil „die Lichter heruntergebrannt" waren. Das kommt sonst nur bei den allerfleißigsten Studenten vor.

Bei alledem darf man auch nicht sanguinisch sein. Zu wünschen wären aber mit dem Tarif „unverworrene" Reichstagsneuwahlen in hohem Maße. Das Wahlschiff ist ohnehin stark und ungewöhnlich beschwert mit äußerst peinlichen Zwischenfällen, die zum Teil einen Stich ins Soziale haben und darum in weiten Kreisen umso dicker angekreidet worden sind. Schlimme Zweikampfsachen und deren noch schlimmere oberinstanzliche „Erledigung", wiederholte gewagte Verhaftungen, brutale, vielfach ohne Zweifel ungesetzliche Behandlungen der Festgenommenen, die Affäre Trakehnen, die Vorgänge in Grimmen, eine ganze Reihe von Beweisen, daß Hamlets Wort vom „Uebermut der Aemter", der dem Bürger oft das Leben verleide, noch immer gilt. Was die preußische Regierung zu Beginn der Wahlkampagne ihre Organe tun lassen wird, wissen wir nicht. Was aber die letzten anderthalb Jahre anlangt, so muß man ihr nachsagen: sie hat starke Wahlbeeinflussung getrieben, aber nicht für die Partei, der man sie selbst zurechnet, sondern für die Sozialdemokratie und den extremsten bürgerlichen Radikalismus.

Nach einem neulich wiedergegebenen amtlichen statistischen Ausweise hat die Zahl der Analphabeten in Preußen wiederum abgenommen und nähert sich allmählich dem Nullpunkte. Die preußische Ziffer war früher ungünstig im Vergleich zu anderen deutschen Staaten, und das lag ausschließlich an dem polnischen Element. Nun nehmen wir an, daß bei allen preußischen Rekruten, die auf ihre Kenntnisse im Lesen und Schreiben geprüft werden, die deutsche Sprache herangezogen werde und sie allein. Ist dem so, so hat man den Nachweis, daß der Pole deutsch versteht, wo er, wie beim Militär, keine „nationalen" Scherze riskieren darf, und außerdem erscheint die Ansicht erhöhte Berechtigung zu gewinnen, daß es nicht nötig gewesen wäre, für die polnischen Soldaten die Kriegsartikel in polnischer Sprache herzustellen.

Deutsches Reich.

+ **Berlin**, 15. November. (Unitarismus?) Sehr verschiedenartige Faktoren des In- und des Auslandes haben sich zusammengefunden, um einen im Deutschen Reiche angeblich wahrnehmbaren Unitarismus zum Gegenstande der Betrachtung zu machen. Vor etwa vierzehn Tagen erzählte der Pariser „Rappel", daß Preußen mehr als je auf der Erwerbung der Eisenbahnen in der Pfalz trotz der Abneigung Bayerns bestehe, und wußte sogar von einer offiziösen Note, in der Preußen jeden der Befestigung der Einheit des Reiches Entgegentretenden mit Vernichtung bedrohe. Die Wiener „Zeit" schlug ähnliche Töne unter Zuspitzung auf den Kaiser an, indem sie u. a. die „Unpopularität" des Kaisers in Bayern auf die Befürchtung zurückführte, „daß eine Fortsetzung der Politik der gegenwärtigen autokratischen preußischen Regierung eines Tages die Unabhängigkeit der anderen Bundesstaaten des Reichs gänzlich unterminieren könne". — In welcher Absicht das genannte deutschfeindliche Wiener Blatt jene Auffassung verbreitete, geht aus der Tatsache hervor, daß den „Times" davon telegraphisch Kunde gegeben wurde! Abgesehen von dem ausländischen Kleeblatte aber haben auch die „Hamburger Nachrichten" „Stimmungsbilder" teils „aus Süddeutschland", teils „aus Württemberg" erhalten, in denen behauptet wurde, daß der Zug unserer heutigen Politik mehr und mehr auf Verwischung der Stammesselbständigkeit und auf Herbeiführung eines Unitarismus im imperialistischen Stile gehe. In welchen tatsächlichen Vorkommnissen Anzeichen hierfür mit Recht erblickt werden könnten, ist nicht erkennbar. An die Angelegenheiten des bayerischen Generalstabes und des „Kanzteltelegrammes" des Kaisers an den Prinz-Regenten können solche Betrachtungen im Ernste nicht angeknüpft werden; scheidet doch selbst der „Rappel" in seinem eingangs erwähnten Artikel jene beiden Punkte ausdrücklich aus der Erörterung aus. Was aber unter den innerpolitischen Fragen sozusagen die große Politik anbetrifft, so gibt ihre Behandlung in Berlin keineswegs das Recht zu Beschwerden der gedachten Art. Noch vor ganz kurzer Zeit gehörte es zu den Eigentümlichkeiten der Zentrumspresse, gerade in Bezug auf die wichtigsten politischen Fragen über Unitarismus zu klagen. Es sei in dieser Beziehung nur an die letzte große Flottenvorlage erinnert. Solchen Beschwerden gegenüber hat aber der bayerische Bevollmächtigte zum Bundesrat Graf Lerchenfeld in der Reichstagssitzung vom 14. Dezember 1899 erklärt, daß die Bundesregierungen so bald, wie es nach Lage der Sache überhaupt möglich gewesen, von der Absicht der Reichsleitung bezüglich des Flottenplanes Kenntnis und alles zur Beurteilung nötige Material erhalten hätten. Ebenso wenig wie betreffs der Flottenvorlage kann in Bezug auf die schwebende Frage des Zolltarifs von einem unitarischen Vorgehen der Reichsleitung gesprochen werden. In allen Stadien der Vorbereitung und der Beratung des Tarifs nahm die Reichsleitung auf die Bundesstaaten die peinlichste Rücksicht; das Ergebnis hiervon war ein Kompromiß, bei dem unitarische Tendenzen schlechterdings nicht mitgewirkt hatten und dessen einmütige Vertretung durch leitende Minister der Bundesstaaten im Reichstage auch öffentlich Zeugnis dafür ablegte, daß durch den Tarif keine berechtigten bundesstaatlichen Interessen verletzt worden sind. Da endlich die Eisenbahnfrage in die Erörterungen über Unitarismus hineingezogen zu werden pflegt, so sei daran erinnert, wie wohlwollende Kommentare gerade von süddeutscher Seite die Reise des preußischen Eisenbahnministers nach Süddeutschland gefunden hat. Selbst das offizielle Organ der bayerischen Zentrumspartei bequemte sich zu dem Eingeständnis, daß die Bundesstaaten in der Eisenbahnfrage von Preußen nichts zu befürchten brauchten. Wenn der „Bayerische Kurier" bei dieser Gelegenheit auf die Gefahr hinwies, die von dem preußischen Eisenbahnriesen als solchem, selbst die besten Absichten der preußischen Verwaltung zugegeben, für die übrigen deutschen Staatsbahnen drohe, so ist das nicht wunderbar. Von den Klagen der „Hamburger Nachrichten" hat bisher

Feuilleton.

Die Zensur des Dichters.

Humoreske von Max Hoffmann (Berlin).
Nachdruck verboten.

Fritz hatte ganz unerwartet eine Kaffeevisite gemacht und ließ sich in Gesellschaft des Onkels und der Tante den Kaffee mit Schlagsahne und den Baumkuchen wohl schmecken. Man merkte es ihm aber an, daß er etwas auf dem Herzen hatte. Nachdem er die zweite Tasse geleert, räusperte er sich und sagte endlich:

„Ach, Onkel, ich hätte eine große Bitte an dich."

Onkel Hermann, ein berühmter Schriftsteller, Verfasser einer ganzen Reihe vielgelesener Romane und zugkräftiger Theaterstücke, lachte herzlich, nahm die ägyptische Cigarette aus den Lippen und fragte verwundert:

„Aber, mein lieber Junge, was hätte wohl ein hoffnungsvoller Sekundaner wie du, dem wegen vorzüglicher Leistungen die Pforten der Prima weit offen stehen, von mir zu bitten?"

Fritz kraute sich hinter den Ohren. „So sehr weit offen stehen sie eigentlich nicht", meinte er vorsichtig. „Latein, Griechisch, Mathematik, das ginge ja noch; aber wenn nur unser deutscher Professor nicht wäre!"

„Versteht er deine Talente nicht zu würdigen?" fragte der Onkel belustigt.

„Das wohl!" versetzte Fritz selbstbewußt. „Wenn ich ein Gedicht oder einen Monolog deklamiere, das gefällt ihm; aber er ist sonst so schrecklich streng."

„Und wo hapert's da bei dir?"

„O, ich gebe mir ja die größte Mühe, aber meine Aufsätze . . . weißt du . . . ich weiß immer nicht, was ich schreiben soll."

„Na, woran hat er denn hauptsächlich etwas auszusetzen, am Inhalt oder am Stil?"

„Eigentlich an beiden."

„Na, und . . . da soll ich dir wohl helfen?"

„Ach ja, lieber Onkel! Du bist doch ein großer Dichter; für dich ist doch so was eine Kleinigkeit."

„Aber, lieber Junge, ich kann dir doch nicht deinen Aufsatz schreiben!"

„Ich wäre schon froh, wenn du mir nur ein bißchen helfen wolltest. Gerade der Aufsatz, den wir jetzt bekommen haben, ist so schwer!"

„Wie heißt denn das Thema?"

„Geben uns die Charaktere in Goethes „Iphigenie" ein Abbild reinen Griechentums?"

„Na, ihr werdet das doch besprochen haben?!"

„Gewiß! Aber wir dürfen auch eigene Gedanken anbringen, und ich wollte dich nun eben bitten, mir mit einigen Sätzen unter die Arme zu greifen."

„Junge, Junge, es ist eigentlich ein Unrecht, was du da von mir verlangst!" drohte der berühmte Mann. Dann aber sog er nachdenklich an seiner Cigarette. Das Thema interessierte ihn. Sein reger Geist begann bereits sich damit zu beschäftigen und das Für und Wider der eigentümlichen Frage zu erörtern. Nun legte sich auch noch seine Frau für den Neffen ins Zeug.

„Thu' ihm doch den Gefallen!" schmeichelte sie. „Meine Schwester und der Schwager möchten doch so gern, daß Fritz glatt vorwärts kommt und versetzt wird — und er ist ja auch ein so nettes Jungchen!"

Der Dichter erhob sich und ging mehrere Male im Zimmer auf und ab. Er war im Geiste schon gar nicht mehr hier, sondern in Kolchis, und sah und hörte Iphigenie, Orestes, Pylades und den König. Sie standen greifbar vor ihm, wie sie sein erhabener Kollege hingestellt hatte. Waren das Griechen? Oder Deutsche? Oder reine, edle Menschen, losgelöst von allen nebensächlichen Eigentümlichkeiten irgend einer Nationalität?

Er ließ sich endlich wieder auf den Stuhl nieder. „Ein außerordentlich interessantes Thema!" sagte er nachdenklich.

„Hurra!" rief Fritz vergnügt. „Ich sehe, du bist schon dafür gewonnen, Onkelchen. Also ja? Du hilfst mir?"

„Na ja!" sagte Onkel Hermann halb freundlich, halb widerwillig. „Komm morgen nachmittag um fünf Uhr her. Ich werde dann den Aufsatz ein wenig mit dir durchgehen."

Niemand war fröhlicher als Fritz. Aus Dankbarkeit aß er schnell noch den Rest der vorhandenen Schlagsahne und brach schmunzelnd von dem Baumkuchen einen Zacken nach dem anderen ab, bis es ihm seine Tante entrüstet verbot. . . .

Der berühmte Schriftsteller setzte sich am anderen Morgen wie gewöhnlich an seinen Schreibtisch, um an seinem neuesten, bereits durch kurze Notizen in den Zeitungen angekündigten Drama zu arbeiten. Er verließ sich nicht, wie manche seiner Kollegen, auf plötzliche Eingebungen und gehörte zu jenen Helden der Feder, die sich jeden Vormittag unverdrossen an die Arbeit machen, im festen Vertrauen auf ihren Fleiß und ihren Willen, und denen, wie Zola sagt, die Zukunft gehört. Aber heute war es nichts mit der stets erforderlichen Stimmung. Wie er sich auch anstrengte und seine Gedanken auf sein Werk zu konzentrieren suchte, immer wieder traten die Gestalten des Goetheschen Dramas vor ihn hin, als wenn sie die Enträtselung ihres inneren Wesens von ihm heischten. Seine eigentliche Schaffenskraft, die sich sonst durch jahrelange Uebung und Gewohnheit wie auf Kommando einstellte, wollte sich heute nicht melden, und er merkte endlich, daß der heutige Tag als Arbeitstag für ihn verloren war. Aufgeregt ging er im Zimmer hin und her und murmelte ärgerlich: „Hat mir der dumme Junge mit seinem Schüleraufsatz doch den ganzen Vormittag verdorben!" Dann aber setzte er sich wieder hin, und, um wenigstens etwas zu tun, begann er das Thema des Herrn Professors sorgfältig auszuarbeiten. Das war doch etwas, das zu dem besonderen Fach seiner Kunst gehörte, und es konnte ja nichts schaden, wenn er sich einmal wieder mit einer wissenschaftlichen Frage in strenger, schulgemäßer Weise beschäftigte! Den Stoff beherrschte er ja gründlich, und an klugen Gedanken und geistreichen Einfällen darüber fehlte es ihm nicht. Die Feder flog über das Papier, oft strich er einen Satz aus und feilte an seinem Stil, und als es Mittag war, hatte er den Aufsatz beendet. Er las ihn noch einmal durch und mußte sich eingestehen, daß es eine Arbeit geworden war, die sich sehen lassen konnte und jedem Gymnasialprogramm zur Zierde gereicht hätte. . . .

Fritz stellte sich zur festgesetzten Zeit pünktlich mit seinem Diarium ein.

„Nun?" fragte der Onkel. „Hast du schon etwas geschrieben?"

Der blonde Neffe errötete verlegen, was ihm ganz reizend stand. „Ich — ich", stotterte er, „habe immer so viel Arbeiten auf, daß ich noch nicht dazu gekommen bin. Und übermorgen müssen wir den Aufsatz schon abgeben!"

Er sah sich dabei neugierig in dem Arbeitszimmer des Onkels um, das ihm ganz neu war; denn er hatte dieses Allerheiligste noch nie betreten dürfen. Dieser riesige Schreibtisch mit den Bronzebeschlägen und der marmornen Goethebüste darüber, dieser breite Diwan mit der dunkelroten Plüschdecke, die Tiger- und Eisbärenfelle, die Bücherschränke mit den zahllosen, prachtvoll gebundenen Werken, die merkwürdigen Gemälde an den Wänden, — das alles entzückte und bezauberte ihn. Ja, dachte er, wer in einem solchen Raume arbeiten kann, dem müssen schon gute Gedanken einfallen! Wenn ich dagegen bedenke, wie ich in unserem nüchternen Arbeitszimmer immer von Schwester Erna gestört werde, wenn sie mit ihren dummen französischen Uebersetzungen kommt und mich hochmütig ärgert, weil ich kein Englisch habe!

Onkel Hermann schien seine Gedanken zu erraten.

„Na, mein Junge", sagte er freundlich, „wenn du erst ein tüchtiger Arzt oder Rechtsanwalt oder so etwas bist, dann wirst du dich auch so einrichten, nicht wahr? Oder wahrscheinlich noch besser. Aber nun nimm dir einen Stuhl und setze dich an meine Seite. Jetzt wollen wir die Arbeit einmal ausführlich durchgehen."

Und er begann, dem Sekundaner einen kleinen Vortrag zu halten, charakterisierte die Personen des Dramas eingehend, verglich sie mit den von griechischen Dichtern geschaffenen und brachte so viel vor, daß dem armen Jungen der Kopf brummte.

„Wenn ich das bloß alles behalten könnte!" klagte er.

Onkel Hermann blätterte während der Zeit in dem heute hergestellten Manuskript, und der Neffe gewahrte mit freudigem Staunen, daß da schon alles ausgearbeitet war.

„Gib mir das doch einfach mit, Onkel!" bat er. „Dann werde ich gewiß auch einmal einen guten Aufsatz abliefern können."

„Aber, Junge", warnte der Onkel, „wird's auch nicht gemerkt werden? Wird die Arbeit nicht zu gut werden?"

„O nein, Onkel! Einige meiner Mitschüler lassen sich ihre Aufsätze immer von ihren Hauslehrern machen und kriegen immer die beste Nummer. Zu Rosenberg hat Professor Hedemann sogar schon gesagt, in ihm stecke etwas von einem Dichter, und seine Arbeiten verrieten den geborenen Schriftsteller."

So kam es, daß Onkel Hermann dem Neffen seine Ausarbeitung mitgab und dieser den Aufsatz . . . einfach abschrieb.

Nach vier Wochen war eine kleine Familienfestlichkeit bei dem Schwager des Dichters. Es war sehr gemütlich, und der berühmte Mann wurde von Verwandten und Gästen in der gebührenden Weise bewundert und — um Freibillets zu seinem nächsten Stück gebeten.

Nur Fritz hielt sich fern von ihm und sah nur bisweilen mit einer merkwürdigen Gleichgültigkeit zu ihm hinüber. Der Onkel wunderte sich innerlich darüber. Sollte der arme Junge vielleicht Unglück mit dem Aufsatz gehabt und der Professor die Hand des erfahrenen Schriftstellers gemerkt haben? Ja, ja, dachte er, das kommt davon, wenn man zu freigebig mit den Schätzen seines Geistes ist! Aber er mußte Gewißheit haben und zog schließlich den Neffen in eine Ecke.

„Na, wie steht's mit dem Aufsatz, Fritz? Hast du ihn schon zurück?"

„Ach ja!"

„Du hast doch keine Unannehmlichkeiten deshalb gehabt?"

„Ach ja!"

„Du hast ihn doch nicht etwa genau abgeschrieben?"

„Ganz wörtlich!"

„Junge! Nun ist natürlich der Professor empört über dich, weil er gemerkt hat, daß du gemogelt hast?"

„Keine Bohne!"

„Dann sei doch froh! Hast endlich einmal eine Eins bekommen, nicht wahr?"

„Im Gegenteil!" erklärte Fritz wütend. „Eine Fünf! Und außerdem noch eine lange Brühe hinterher. Ist ganz ungenügend!"

Onkel Hermann war starr. Das konnte nicht mit rechten Dingen zugehen. „Zeig' mir doch einmal das Heft!" forderte er.

Fritz tat es ganz heimlich, bat den Onkel schnippisch, nur niemanden etwas davon merken zu lassen, und dieser sah sich seine schöne Arbeit verstohlen in einem Nebenzimmer an.

Er traute kaum seinen Augen. Der Aufsatz wimmelte von roten Tintenstrichen und Anmerkungen des Herrn Professors, unten aber stand zu lesen: „Wieder eine ganz unreife Arbeit voll stilistischer Schnitzer, verschrobener Ansichten und unlogischer Schlüsse. Die Gedanken der einzelnen Personen sind ohne Verständnis in willkürlicher Weise gedeutet. Gesamturteil: ganz ungenügend!"

Dem großen Mann kam es vor, als wenn er von dem gestrengen Herrn Professor am Ohr gezogen würde.

Als er dem Neffen das Heft mit einigen tröstenden Worten wieder zurückgab, versuchte er zu lächeln; aber er konnte den ganzen Abend über ein peinliches Gefühl nicht loswerden: gegen diesen Gymnasialprofessor waren ja die blutigsten Theaterkritiker die reinen Waisenknaben. . . .

SLUB
Wir führen Wissen.